

Reinhard Fischer

Religiöse Identität junger muslimischer Migrant/innen im Soldiner Quartier in Berlin

Die folgenden Ausführungen basieren auf Beobachtungen und Erfahrungen, die ich seit 1999 als Quartiersmanager im Gebiet Soldiner Straße in Berlin-Wedding gemacht habe. Bei der Planung und Umsetzung zahlreicher Projekte, in Diskussionen, in Beratungsgesprächen und auf Festen haben mir junge Migrant/innen, ihre Eltern, Großeltern und Lehrer vermittelt, welche Bedeutung die islamische Religion für Identität und Lebensführung der Jugendlichen hat. Systematische empirische Forschung oder Untersuchungen zu diesem Thema habe ich nicht durchgeführt.

Religion im Quartiersmanagementgebiet Soldiner Straße

Das Quartiersmanagementgebiet Soldiner Straße liegt im Norden des Bezirks Mitte von Berlin und ist Teil des als Arbeiterquartier bekannten Wedding. Von den 14.500 Einwohner/innen sind 62,5 Prozent deutsche und 22,5 Prozent türkische Staatsbürger/innen. Nach den türkischstämmigen sind die arabischstämmigen Bewohner/innen die zweitgrößte Migrant/innengruppe im Gebiet. In Schulen und Kindertagesstätten sind 70 bis 90 Prozent der Kinder nicht deutscher Herkunftssprache. In vielen Einrichtungen sprechen mehr als 50 Prozent der Kinder Türkisch als Muttersprache. Die Vermittlung ausreichender Deutschkenntnisse ist die große Herausforderung an die pädagogische Arbeit in Kindergärten und Schulen im Gebiet.

Die wirtschaftlichen Entwicklungen im Berlin der 90er Jahre und der Abbau von Arbeitsplätzen im produzierenden Gewerbe haben aus dem Arbeiterquartier ein Arbeitslosenquartier gemacht. Ca. 24 Prozent der Bewohner/innen sind beim Arbeitsamt arbeitslos gemeldet, knapp 20 Prozent beziehen Sozialhilfe. Migrant/innen sind von Arbeitslosigkeit und der Abhängigkeit von Sozialhilfe weitaus stärker betroffen als deutsche Bewohner/innen.

Viele Bewohner/innen türkischer Herkunft haben in ihrem Alltag keinen Kontakt zur deutschsprachigen Gesellschaft. Für ihre Kinder ist der Kindergarten oder die Schule der einzige Zugang zur Mehrheitsgesellschaft. Die arabischsprachigen Bewohner/innen verfügen nicht über ein so dichtes Netz an muttersprachlichen Angeboten wie ihre türkischsprachigen Nachbarn, doch ist ein Zuzug von arabischstämmigen Bewohner/innen im Gebiet zu ver-

zeichnen.

Das höchste Gebäude im Gebiet ist der 100 Jahre alte rote Backsteinturm der evangelischen Stephanus-Kirche. Daneben gibt es zwei weitere Kirchen und diese drei Gemeinden können an einem durchschnittlichen Sonntag zusammen mit ca. 100 – 120 überwiegend älteren, überwiegend weiblichen Gottesdienstbesucher/innen rechnen.

Es gibt vier Moscheen und eine Koranschule im Gebiet. Diese islamischen Einrichtungen sind architektonisch nicht besonders auffällig. Es handelt sich um zwei Hinterhofremisen, zwei Ladenlokale und ein ehemaliges Fabrikgebäude. An einem normalen Freitag finden sich in den Moscheen zusammen ca. 400 bis 450 überwiegend männliche Freitagsgebetsteilnehmer/innen ein, was natürlich vor und nach dem Gebet im Straßenbild auffällt. Weitere Zeichen islamischer Religiosität sind Hinweise in türkischen und arabischen Lebensmittelgeschäften, dass das angebotene Fleisch „halal“, also nach islamischen Regeln geschlachtet ist. Ein weiterer Hinweis auf das Einhalten religiöser Traditionen ist der hohe Anteil muslimischer Frauen und Mädchen im Gebiet, die ein Kopftuch tragen. Etwa die Hälfte der muslimischen Kinder erhält während der Grundschulzeit auch außerschulischen islamischen Unterricht in Moscheen oder Koranschulen.

Organisierter Islam in Moscheevereinen

Muslime sind durch Geburt als Kind muslimischer Eltern oder durch Konversion Teil der „Umma“, der Gemeinschaft der Muslime. Mitgliedschaft in einem Moscheeverein oder Zugehörigkeit zu einer bestimmten Moschee ist keine Voraussetzung um Muslim zu sein. Nur ein kleiner Teil (zwischen 10 und 20 Prozent) der Muslime in Deutschland ist in islamischen Vereinen organisiert.

Im Bezirk Mitte von Berlin sind 26 islamische Vereine aktiv und unterhalten Moscheen oder Schulen. Die meisten Vereine werden von Besucher/innen einer ethnischen Gruppe dominiert. 18 Vereine haben hauptsächlich türkische Besucher/innen. Die größten Moscheevereine gehören türkischen Dachverbänden an. DITIB (Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion mit enger Anbindung an die staatliche Religionsbehörde der Türkei), die Islamische Föderation Berlin (mit engen Kontakten zur Islamischen Gemeinschaft Milli Görüs) und der VIKZ (Verband der Islamischen Kulturzentren mit enger Anbindung zur mystischen Süleymanci-Bruderschaft) sind im Bezirk vertreten. In diesen Dachverbandsmoscheen haben überwiegend noch Migrant/innen der Ersten Generation, die in der Türkei sozialisiert

wurden, das Sagen. Jugendliche können hier aufgrund ihrer Deutschkenntnisse allenfalls vom Übersetzer zum Außenminister aufsteigen. Selbst die „Jugendläden“ dieser Moscheen werden von Familienvätern über 30 dominiert, so dass Jugendliche hier kaum in Führungspositionen kommen können.

Zwar gehören die beiden Moscheen mit den meisten Besucher/innen im Bezirk zu Dachverbänden (Islamische Föderation und VIKZ) doch haben die Dachverbände in den letzten Jahren auch das Ausbrechen von ganzen Moscheevereinen oder Teilen von Gemeinden erleben müssen, so dass inzwischen die meisten Vereine unabhängig sind und keinen Dachverbänden angehören. Während in diesen „traditionellen“ ethnisch homogenen Moscheevereinen Jugendliche zwar gelegentlich ein Freizeit- und Bildungsangebot vorfinden, aber ohne den Segen ihrer Väter und Großväter kaum eigene Ideen entwickeln und umsetzen können, entstehen neue, für Jugendliche langfristig attraktivere Typen islamischer Vereine.

Diese neuen Vereine sind multi-ethnisch. Gemeinsame Sprache ist Deutsch. Sie bieten insbesondere Gymnasiast/innen oder Student/innen Möglichkeiten sich zu engagieren. Die Vereine sind sehr stark auf Öffentlichkeitsarbeit ausgerichtet (z.B. durch Organisation von Veranstaltungen und Internetpräsenz), gehen aktiv auf die nicht-muslimische Mehrheitsgesellschaft zu und bieten zum Teil neue Beratungsangebote (z.B. für Frauen und Männer in Ehekonflikten). Für Jugendliche gibt es hier die Möglichkeit eine muslimische Identität zu entwickeln, die sich auf das Leben in Deutschland bezieht. Sie haben keine direkte Anbindung an eine theologische oder politische Instanz aus dem Herkunftsland ihrer Eltern mehr. Diese Vereine sind insbesondere auch für Jugendliche aus bikulturellen Familien attraktiv.

Islam außerhalb von Vereinen

Islam wird aber nicht nur in Moscheen und Vereinen praktiziert. Zwei Aspekte möchte ich hier ansprechen: die Erwartungen die Erwachsene an die Religiosität von Jugendlichen knüpfen und das Entstehen von muslimischer Solidarität unter Jugendlichen über ethnische Grenzen hinweg.

Von Bedeutung für den Einfluss der Religion auf die Lebensführung scheint mir die Tatsache zu sein, dass türkische (und arabische) Migrant/innen eine Art Lebensphasenmodell in Bezug auf Religiosität haben. Von Jugendlichen werden zwar ein prinzipielles Bekenntnis zum Islam und ein Verzicht auf demonstrative, öffentliche Verstöße gegen islamische Regeln erwartet, nicht aber ausgeprägte Frömmigkeit

oder hundertprozentige Einhaltung islamischer Gebote. Die türkische Bezeichnung „delikanlı“ (ungefähr: „mit verrücktem Blut“) für junge Männer drückt dieses Maß an Narrenfreiheit aus, das jungen Türken in Bezug auf religiöse Regeln gewährt wird. Von älteren Männern wird schon eine stärkere Demonstration von Frömmigkeit, wie etwa regelmäßiger Moscheebesuch erwartet. Eine ausgeprägte, demonstrative Frömmigkeit von Jugendlichen und jungen Erwachsenen löst bei Älteren zum Teil eher Befremden und Unsicherheit aus, da es die gewohnten Rollen der Generationen durcheinander bringt.

Ein zweiter Aspekt ist die Entstehung einer Art muslimischen Solidaritätsgefühls unter Jugendlichen. Obwohl Jugendliche türkischer und arabischer Herkunft im Gebiet Soldiner Straße die Freizeit überwiegend mit anderen Jugendlichen der gleichen ethnischen Herkunft verbringen, entsteht an einzelnen Konfliktpunkten (z.B. Adventsfrühstück in der Schule während des Fastenmonats Ramadan) eine Art Solidarisierung auf religiöser Basis über ethnische Grenzen hinweg.

Muslimische Identität und Integration

Die meisten Jugendlichen türkischer und arabischer Herkunft im Gebiet Soldiner Straße empfinden sich in dem oben dargestellten Sinn als religiös gebunden, als Muslime. Das heißt sie halten zwar nicht unbedingt die Regeln ein, besuchen die Moschee nur sehr selten oder nie, aber sie beantworten die Frage ob sie Muslime seien eindeutig mit ja. Die Mehrheitsgesellschaft nehmen sie nicht so sehr als christlich, sondern eher als areligiös wahr.

Für die Generation ihrer Eltern ist der Islam ein wichtiger Teil der Herkunftskultur, der mit der Sprache und den Traditionen an die Kinder weitergegeben werden muss. Integration wird dann als bedrohlich empfunden, wenn sie zur Assimilation wird. Für ältere türkische Migrant/innen ist „Almanlasmak“ (ungefähr: „verdeutschten“) eine Schreckensvorstellung, denn sie bedeutet, dass ihre Kinder kein Türkisch mehr sprechen, sich nicht mehr zum Islam bekennen und sich ganz von ihren Eltern entfremden. Für die Jugendlichen scheint die Mischung der Kulturen weniger negativ. Ein Zitat aus einem Videofilm, der 2001 im Gebiet Soldiner Straße mit Mitteln des E&C-Programms „Lokale Aktionspläne für Toleranz und Demokratie“ gedreht wurde, scheint mir das zu verdeutlichen. Ein junger Berufsschüler arabischer Herkunft sagt dort: „Wir sind Muslime, aber meine Schwester trägt kein Kopftuch. Wir nehmen das Beste aus beiden Kulturen“.

Ausblick

Der 11. September hat die Diskussion über die Rolle des Islam in Deutschland angefacht. Während auf der einen Seite Muslime unter den Generalverdacht gerieten, nicht integrierbar zu sein und das Misstrauen gegen sie wuchs, ist auf der anderen Seite aber auch ein wachsendes, ernsthaftes Interesse an Muslimen in Deutschland spürbar, was zum Beispiel in den oben beschriebenen neuen islamischen Vereinen zu einem Kompetenzzuwachs in der Öffentlichkeitsarbeit führte. Beide Seiten, die positiven, wie die negativen Folgen dieser Entwicklung waren im Soldiner Quartier zu beobachten. Die islamischen Vereine haben heute, u. a. durch die Vermittlung des Quartiersmanagements nicht nur Kontakte zu den christlichen Kirchen, sondern auch zur Bezirksverwaltung und zu den Schulen. Sie sind als wichtige Akteure im Stadtteil anerkannt.

„Normalität“ und Nüchternheit bei der Betrachtung des Islam in unserer Gesellschaft muss sich noch weiter entwickeln. Die Mehrheitsgesellschaft muss auf die Assoziation von Terrorismus und auf die Assoziation von 1001-Nacht-Romantik verzichten, wenn sie Muslime langfristig als Teil dieser Gesellschaft ansehen will und nicht als bedrohlichen oder pittoresken Fremdkörper.

Junge muslimische Migrant/innen müssen erfahren, dass ihre Religion sie nicht an aktiver gesellschaftlicher Partizipation hindert, sondern dass islamische Religiosität, in welcher Form sie auch praktiziert und ausgelebt wird, genau wie christliche Religiosität eine Basis sein kann, von der aus man diese Gesellschaft mitgestaltet.